



Dr. Ingot zu Händen

Bericht über den Kirchenbrand samt nächstliegender Ereignisse

Hochverehrter Herr,

es sind nunmehr acht Tage vergangen, dass ich von Ihnen an jenen Ort entsandt wurde, an dem ich mich seither befinde und von welchem aus ich Ihnen diesen Brief übersende, in der Hoffnung, damit Ihr geneigtes Interesse zu erwecken und die in mich gesetzten Erwartungen zu vollster Zufriedenheit zu erfüllen.

Meinem Auftrage folgend, mir ein Bild von den hiesigen Geschehnissen seit dem Kirchenbrande zu machen, will ich Ihnen Bericht geben von den Umständen, die zu dem Brande führten, von seinen Auswirkungen auf das religiöse Leben sowie der Lage im Ort überhaupt.

Gestatten Sie mir, mit dem Brande selbst zu beginnen.

Am Dienstag, den 25. Juli d. J., brach gegen 5 Uhr in der Früh in dem im Unterdorfe gelegenen Haus des Schneiders Hickerling ein Feuer aus, welches rasch auf die in unmittelbarer Nähe befindliche Kirche übergriff und beide Gebäude, angefacht durch einen starken Wind aus Südwest, binnen kürzester Zeit bis auf die Grundmauern einäscherte. Dabei ermächtigte sich das Feuer auch des zwischen der Kirche und dem Grundstück des Schneiders Hickerling gelegenen Pfarrhauses, das an der rückwärtigen Seite schon bald bis hinauf ins Dach brannte. Ebenso fingen die zur Kirche gehörigen Wirtschaftsgebäude Feuer, konnten jedoch, wie auch das Pfarrhaus selbst, mit Gottes Hilfe und durch beherztes Löschen vor dem sicheren Flammentod bewahrt werden. Pfarrer Unger indes, der das Feuer offenbar als erster bemerkt hatte, kam unter nicht näher geklärten Umständen um's Leben. Sein von Brandwunden gezeichneter Körper konnte nur noch tot aus dem circa einhundert Meter unterhalb der Kirche gelegenen Fluss geborgen werden. Ob er indes ertrunken ist, wie manche behaupten, lässt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Zwar hält sich in der gesamten Kirchgemeinde nach wie vor das Gerücht, Pfarrer Unger sei nicht in den Flammen, sondern im Fluss umgekommen, als er versuchte, Löschwasser für die brennende Kirche herbeizuschaffen, doch erwachsen aus den verschiedenen Ansichten hinsichtlich seines tra-



gischen Todes vor Ort keinerlei weiterführende Vermutungen. Allerdings halte ich, wenn Sie mir diesen kleinen Einwand gestatten, die Annahme, wonach Pfarrer Unger ertrunken ist, für wenig wahrscheinlich, da der Leichnam des seligen Pfarrers mit Brandwunden regelrecht übersät war, deren Schwere mir, auch wenn ich kein Arzt bin, recht groß erschien. Im übrigen sah ich den seligen Pfarrer in der Leichenkammer, einem düsteren Ort, direkt neben dem Stall, der von zwei grobschlächtigen Gesellen bewacht wurde, obgleich, so erzählte man mir – und schließlich ließ man mich auch gewähren – nach hiesiger Sitte ein jeder Zutritt hat und es den Angehörigen sogar gestattet ist, Tag und Nacht darin zu verweilen, um Wiederbelebungsversuche zu unternehmen. Es ist daher fast schon ein Segen, dass von der Anverwandtschaft des Pfarrers Unger bislang nichts zu sehen war, ja es sogar heißt, dass eine solche überhaupt nicht existiert. Die Angehörigen hätten sonst mit ansehen müssen, in welcher unwürdigen Umgebung ein Mensch aufgebahrt ist, von dem man, solange die allgemeine Fäulnis noch nicht eingesetzt hat, füglich annehmen muss, dass er nur scheinot ist. Die Luft in dem Raume ist stickig und steht. Ein Ofen ist nicht vorhanden, und man möchte sich nicht ausmalen, was mit einem geschieht, der in einer kalten Winternacht wieder zum Leben erwacht. Überdies stand der Sarg des Pfarrers auf dem blanken Boden, ein festgetretenes Gemisch aus Erde, Lehm und weniger ewigen Ingredienzien, auf dem keine drei Meter entfernt auch die Schweine standen, welche den Brand überlebten. Selbige stehen dort noch immer, und wie es heißt, heizen sie im Winter den Anbau mit ihrer Wärme. Es wäre gewiss nicht unflätig, einmal darüber nachzusinnen, welche Konzentration an Gasen in diesem Raume sodann entsteht und wohl auch jetzt schon herrscht. Ein jeder womöglich noch fein glimmende Lebensfunke würde an einem solchen Ort endgültig zum Erlöschen gebracht. (Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass mich bereits beim Betreten des Vorräumes zur Leichenkammer ein Schwindelgefühl gepackt hat und es mir nach wie vor ein Rätsel ist, wie die beiden impertinenten Gesellen – der Kirchner und sein Sohn – darinnen überhaupt zu überleben vermögen. Ich selbst jedenfalls habe in dem Raume fast keine Luft bekommen und fürderhin kaum noch zu atmen gewagt.) Wiewohl, von einem Raume zu reden erscheint mir bei der allgemeinen Beschaffenheit der Einrichtung fast übertrieben, schließlich war selbst die Leine, die zu allem Unglück



nur an einer Hand des Pfarrers befestigt war und eher einem Heuseil denn einer feinen Schnur glich, in keiner rechten Ordnung verlegt und überhaupt nur unzureichend gespannt, so dass es einer geradezu unziemlichen Handbewegung bedurft hätte, um die angehangenen Glocken zum Läuten zu bringen. Warum es derer zwei sind, konnte ich bislang nicht ausmachen, jedoch liegt mir die Annahme nicht allzu fern, die eigenartige Verdoppelung mit dem allgemeinen Zustand der Glocken oder gar dem ihrer vermeintlichen Besitzer in Verbindung zu bringen.

Es sei nun aber gesagt, dass die Menschen vor Ort (und das betrifft offenbar auch die jenseits des Flusses Wohnenden) derartigen Dingen keinerlei Aufmerksamkeit schenken, zumindest lässt sich eine solche nicht erkennen, so wie es hier überhaupt nicht viel zu geben scheint, dem eine über das Alltägliche hinausgehende Bedeutung beigemessen wird, ob schon dem teilnehmenden Auge die aufrichtige und ungemindert anhaltende Trauer über den Verlust des Pfarrers nicht entgehen kann. Dennoch erhält auch in diesem Falle die gesamte Angelegenheit keine größere, das heißt über den unmittelbaren Lebensumkreis der Kirchgemeinde hinausgehende Bedeutung, und einzig die verschiedenen Ansichten in Betreff der Todesursache des Pfarrers gaben und geben Anlass für Gerüchte und Diskussionen, ohne dass es, wie bereits erwähnt, dabei zu weiterführenden Ansichten und Vermutungen kommt, wofür es, wie ich Ihnen gleich zu zeigen gedenke, durchaus einigen Grund gibt. Aus dem bisher Gesagten mag jedenfalls hervorgehen, dass es mir anfänglich dünkte, als sei das gegenseitige Widersprechen hier von weitaus höherem Interesse als der zugrundeliegende Fall selbst. Inzwischen habe ich diese meine Ansicht jedoch revidiert und bin zu dem Schluss gekommen, dass es einzig und allein die ungemein tragische Doppelung, ja ich möchte fast sagen das Ineinsfallen zweier so gegensätzlicher Elemente wie Feuer und Wasser war, was den Streit ausgelöst hat und ihn, wenn auch vermindert, am Laufen hält.

Pfarrer Unger jedenfalls wurde unter großer Anteilnahme der Bevölkerung diesseits und jenseits des Flusses am späten Nachmittag des 30. Juli gemäß seinem letzten Wunsche auf dem direkt neben der Kirche liegenden Friedhof begraben. Ich selbst habe der Beerdigung beigewohnt, nachdem ich am Morgen des selbigen Tages, in der wohlbegründeten Erwartung, den Gefühlen der Bevölkerung auf diesem Wege Ausdruck zu



geben, eine kleine Brandpredigt über Jes. 64, 4-11 gehalten hatte: Der Herr hat zu uns geredet durch das Feuer, wir haben seinen Ruf vernommen. (Ich darf erwähnen, dass die schriftliche Abfassung der Predigt meinem Briefe beiliegt.)

Es erscheint mir nun an dieser Stelle geboten, Ihnen alles Wissenswerte zur Brandursache und den möglichen Hintergründen mitzuteilen, wobei ich hierbei fast ausschließlich auf die Informationen angewiesen bin, welche mir durch Einzelne zugetragen oder auf sonst eine Weise zugänglich gemacht worden.

Sicher ist zunächst einmal, dass der Schneider Hickerling und seine Frau, die im übrigen beide seit dem Brande verschwunden sind, schon seit einigen Jahren nicht mehr zu den Kirchgängern gehörten. Nun ist dieser traurige Umstand heutzutage gewiss kein Einzelfall – und mit Blick auf den auf der anderen Seite des Flusses gelegenen Ort leider fast schon die Regel –, gleichwohl sei gesagt, dass es sich bei dem Schneider und seiner Frau weniger um Vernachlässigung des Kirchganges denn um einen spezifischen Fall von alternativer Religionsausübung handelte.

Soweit ich es in Erfahrung bringen konnte, hat der Schneider Hickerling vor Jahren, d. i. in etwa seit Beginn der Amtszeit des Pfarrers Unger, damit begonnen, Bußpredigten unter freiem Himmel abzuhalten, welche sich vor Ort einer gewissen Beliebtheit erfreuten, ohne dass sich freilich sagen ließe, dass ihre Anziehungskraft mit der Zeit stark zu- oder von einem bestimmten Punkte an deutlich abgenommen hätte. Allem Anscheine nach waren Hickerling und seine Frau die einzigen, die bei allen Predigten zugegen waren, während ein Teil der Bevölkerung diesseits wie jenseits des Flusses nur bei passender Gelegenheit hinzuzukommen pflegte. Dem korrespondierte offensichtlich ein kaum anders denn eigenartig zu bezeichnendes Verhalten des Pfarrers Unger, ließ dieser die Abtrünnigen doch anscheinend weithin gewähren. Er scheint sich überhaupt nur ein einziges Mal wirklich eingemischt zu haben, nämlich dann, als der Schneider Hickerling das Tabakrauchen zur Todsünde erklärte.

Ich habe mir überdies in den letzten Tagen ein Bild des seligen Pfarrers zu machen versucht, wobei ich auf eine Anzahl interessanter Aussagen in den von ihm verfassten »Gedanken zur Kirche wie der Parochie überhaupt« gestoßen bin, welche durch Gottes Hilfe vor den Flammen bewahrt wurden und die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte. In Hoch-



schätzung Ihres weitreichenden Urteilsvermögens (und im Wissen um die Unzulänglichkeiten meines eigenen) lege ich die Schrift des Pfarrers Unger diesem Briefe bei und führe im Folgenden nur einige wenige Beispiele an, welche mir gleichwohl repräsentativ erscheinen.

So heißt es an einer Stelle, und sinngemäß an manch einer mehr, dass er es als seine Aufgabe betrachte, »der Religion das sonntägliche Staatskleid aus- und die alltäglichen Kleider anzuziehen.« Ein andermal schreibt Unger, in einem seiner seltsamen Rückblicke befangen, er habe sich im ersten Jahr nach seiner Ankunft in der hiesigen Gemeinde für einen regelrechten Justinianus gehalten, im zweiten noch immer für einen Doktor, während es im dritten gerade noch für ein Lizentiat reichte und er sich im vierten nurmehr einen Bakkalaureus nannte. Seit seinem fünften Jahre aber, so teilt er uns mit, sei er nichts als ein einfacher Gläubiger, wobei er hinzufügt, es stehe ihm gut und gefalle ihm nicht weniger, »einer von vielen inmitten der Gemeinde« zu sein. Dazu passt auch, wenn er (wohl an sich selbst gewandt) an einer anderen Stelle fragt: »Warum sollte in einer Religion, die in einer Urkunde aus alten Zeiten niedergelegt und deren Sprache den meisten Menschen heute fremd ist, das wichtigste Wort denjenigen zukommen, welche sich ausschließlich dieser Urkunde und ihrem Studium verschrieben haben? Wozu all die Kommentare, diese Krankheiten überzüchteter Gehirne?«

Eine direkte Antwort konnte ich dem Buch, vom obigen Zitate einmal abgesehen, fürs erste nicht entnehmen, auch wenn sich mit Sicherheit zahlreiche Hinweise auf eine solche finden lassen. Doch wie dem auch sei, die Antwort erhielt ich ohnedies wenig später von einer alten Frau, über die ich bislang nicht viel mehr zu sagen weiß, als dass sie ihr sechzigstes Jahr auf Erden wohl schon überschritten hat, hier im Ort wohnt und ihren Lebensunterhalt mit kleinen Heimarbeiten verdient, deren Produkte sie mir sogleich aufzuschwatzen versuchte. Ebendiese Frau erzählte mir, und ich möchte erwähnen, dass sie dies geradezu beiläufig tat, dass Pfarrer Unger nicht die geringste Scheu gehabt habe, selbst jene Fragen seiner Gemeinde zur Diskussion vorzulegen, über welche die gelehrten Theologen seit langem streiten. Überdies habe er wiederholt erklärt, dass auch der gläubige Bauer, der nie ein griechisches oder hebräisches Wort auch nur gelesen hat, in diesen wie in allen anderen religiösen Angelegenheiten vollkommen urteilsfähig sei und schlussendlich in seinem Glauben



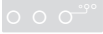
selbst entscheiden müsse. Dazu passt nun eine weitere Stelle aus Ungers Eintragungen, welche kurz vor seinem Tod entstanden ist. Darin heißt es, erneut in der ihm eigenen Frageform, wer wisse denn heutzutage noch, Text und Kommentar zu unterscheiden, wo doch die Worte so oft heller scheinen als die Sachen. Dann zitiert er aus dem ersten Brief an die Korinther: »Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt«, setzt direkt hinter das Zitat jedoch ein eigenmächtiges »?«, worin möglicherweise – eine seltsame Spiegelung – seine fünf Jahre währende »Eingemeindung« zum Ausdruck kommt. Nun, in seinem letzten Eintrag jedenfalls, geschrieben am Abend des 24. Juli, steht, er wolle Gottes Tafel vor denen decken, die nicht satt sind und es auf Erden vielleicht auch niemals werden.

Es ist, als habe ihm Christi Wort alles gegolten – und ein anderes Mal überhaupt nichts. Gleichwohl wage ich darüber nicht zu urteilen, so wie ich überhaupt den gesamten Fall nicht zu entscheiden vermag. Ich will dies ganz Ihnen überlassen und, so es mir erlaubt ist, an dieser Stelle lediglich zu Protokoll geben, dass sich mir trotz aller Nachforschungen immer noch kein rechtes Bild zeigen will, weder was die religiösen Ansichten des Pfarrers, noch was die seiner Gemeinde samt der ihr Abtrünnigen betrifft. Die gesamte Kirche hier scheint mir von einer Gesinnung durchzogen, die, obgleich im Grunde nicht mehr oder weniger fromm als anderswo, auf keinen mir bekannten Namen hören will, wie überhaupt der Glaube der Leute diesseits wie jenseits des Flusses von einer recht eigentümlichen Natur zu sein scheint, die ich in keine der mir bekannten Schulen oder Richtungen einzuordnen vermag. Ja, es deutet mich fast, als hätten selbst die ungeheuren Diskussionen und Entzweigungen, die unsere große Kirche in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten so sehr heimgesucht haben und die gewiss noch immer nicht verklungen sind, hier, wenn überhaupt, so nur einen flüchtigen Eindruck hinterlassen, mögen die einen auch in der Kirche und die anderen unter freiem Himmel gepredigt haben. Von der schneidenden Zwietracht etwa, welche an so vielen Orten und in so vielen Herzen in Anbetracht der drängenden Frage nach dem rechten Verhältnis von Vernunft und Glaube entstanden ist, findet sich hier jedenfalls nirgends eine Spur. Mag andernorts auch der Glaube nach langem Kampfe endlich obsiegen und in sein altes Recht eingesetzt



werden, so scheint es, als habe das Pendel in dieser Angelegenheit hier zu keiner Zeit in die ein oder andere Richtung ausgeschlagen – oder nach beiden Seiten zugleich. Doch will ich mich in diesem Punkte nicht im Spekulativen verlieren.

Was nun aber den Schneider Hickerling und seine Frau betrifft, so steht nach allem, was ich gehört und gesehen habe, fest, dass sie der Tollwurz verfallen waren. Bei diesem Gewächs, welches die Leute hier allesamt kurz Tollwurz nennen, handelt es sich um eine ganz besondere, ja geradezu eigenartige Pflanze, von der ich mir jedoch vor Ort kein eigenes Bild machen konnte, da sie kurz vor meiner Ankunft mit Strunk und Stiel ausgegraben worden ist. Es liegt nahe anzunehmen, dass dies Entfernen von Hickerling selbst bewerkstelligt wurde, überdies offenbar recht kurz vor seinem eigenen, da die aufgeworfene Erde an der entsprechenden Stelle noch recht frisch ist und man die Kraft dieses sagenhaften Gewächses noch regelrecht spüren kann. Aber wie dem auch sei, mit Hilfe der Beschreibungen einiger weniger, welche die Pflanze mit eigenen Augen gesehen haben, ist es mir gelungen, selbige recht genau zu identifizieren. Meine weiteren Nachforschungen haben das, was ich Ihnen im Folgenden mitteilen darf, schließlich erhärtet. Bei der Tollwurz genannten Pflanze handelt es sich um die sogenannte Mandragora oder Gemeine Alraune (*Mandragora officinarium*), wobei alle Anzeichen darauf hindeuten, dass das hiesige Exemplar eine Frühjahrsalraune war, welche von der Herbstalraune (*Mandragora autumnalis*) zu unterscheiden ist. Während diese längliche bis eiförmige Blätter besitzt, welche auf ihrer leicht gewellten Oberfläche behaart und insgesamt von blasser, seegrüner Farbe sind, sind die etwa gleichgroßen, ebenfalls eiförmigen, gefurchten Blätter der Frühjahrsalraune haarlos und von dunkelgrüner Färbung. Darüber hinaus weisen sie eine deutlich sichtbare Nervatur auf. Die Oberfläche der Blätter ist runzelig, ihr Rand gezackt und gekräuselt. Angeblich riechen sie nach frischem Tabak, wenngleich mir diese Eigenschaft trügerisch dünkt, könnte sich besagter Geruch doch leicht von dem angrenzenden Tabakfeld des Pfarrers Unger auf die Pflanze bzw. die Nasen derjenigen gelegt haben, welche mir von ihr so eindringlich berichteten. Im übrigen ist es, wenn Sie mir diesen kurzen Einwurf gestatten, grundsätzlich ein äußerst unsägliches Anblick, wenn ein Tabakfeld direkt neben einer Kirche steht, und noch mehr, wenn es einen derart großen Teil des Pfarrlandes bedeckt wie im Falle des seligen



Pfarrers Unger. Doch will ich in meiner Beschreibung fortfahren, in der Hoffnung, Ihnen damit ein möglichst realistisches Bild zu geben.

Die Blütenstiele der Frühjahrsalraune, welche gemeinlich auch als männliche *Mandragora* bezeichnet wird, sind einblütig und um ein Vielfaches kürzer als ihre Blätter (die Angaben hierzu schwanken im Verhältnis von 1 : 5 bis 1 : 20). Sie besitzen zahlreiche, eng beieinander stehende Blüten, wobei diese selbst, vermittelt der bis etwa zur Hälfte miteinander verwachsenen Kronblätter, glockenförmig sind und eine weißliche über gelb bis ins grünliche reichende Färbung aufweisen. Allerdings ist mitunter auch von einer dunkleren, bis hin zu violett und blau gehenden Farbe die Rede. Gewiss aber ist es nun so, dass die fünfzähligen Blüten der *Mandragora officinarum* einzeln inmitten der Blattrosette stehen und nur überaus selten herabhängen. Die Länge der Blütenstiele beträgt dabei bloß wenige Zentimeter, indes der Kelch noch wesentlich kürzer ist. Er besteht aus fünf dreieckigen Kelchblättern, welche in einer länglichen Zuspitzung verlaufen und überdies von gleicher Gestalt sind. Am unteren Ende sind sie zu einer Kelchröhre verwachsen, die von geringerer Länge als die Kelchlappen ist. Demgegenüber ist das Längenverhältnis von Kronröhre zu Kronlappen nur schwer zu bestimmen. Gleichwohl lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Staubblätter in der unteren Hälfte der Krone mit dieser verwachsen sind. Die Staubfäden der Staubblätter sind dabei zur Blütenmitte hin gebogen und von größerer Länge als die Staubbeutel, die nicht einmal einen Zentimeter erreichen. Die Narbe indes hat in etwa die Form eines menschlichen Kopfes und ist wohl zweilappig, während der Griffel fadenförmig beschaffen ist. Die gesamte Blüte der Frühjahrsalraune ist im Gegensatz zu ihren Blättern behaart, indes die Blüte der als weibliche *Mandragora* bezeichneten Herbstalraune offenbar unbehaart und von pentagonaler Form ist. Ihr Blütenstiel ist rötlich bis grün, derweil die Blütenkrone selbst violett und etwa zwei bis fünf Mal so lang ist wie der Blütenkelch. Während die Herbstalraune von September bis November in Blüte steht, blüht die Frühjahrsalraune vom März bis in den Mai, um schließlich etwa pflaumengroße, wiewohl eher kugelförmige Früchte (Beeren) zu tragen, welche golden leuchten, wohingegen die Früchte der Herbstalraune, die überdies weithin vom Kelch eingeschlossen sind, von gelblich-brauner Färbung sind. Zwar haben nur zwei der insgesamt knapp ein Dutzend Auskunft gebenden



Personen das Gewächs im blühenden Zustand gesehen (hinzu kam noch ein etwa dreißig Jahre alter Mann, bei dem der blühende Zustand jedoch einzig seine Phantasie betraf), gleichwohl haben beide den Zeitpunkt des In-der-Blüte-Stehens ohne Zögern ins Frühjahr datiert, wodurch meine Deutung als Frühjahrsalraune weitere Nahrung erhielt. Der Name »Tollwurz« indes leitet sich allem Anschein nach aus der geradezu sagenhaften Bedeutung des unteren Teils der Pflanze ab. Ich will Ihnen davon auch gleich berichten, bin zuvor aber noch in der ebenso glücklichen wie ehrenvollen Lage, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass es sich bei der Mandragora mit hoher Wahrscheinlichkeit um jene sagenumwobene Pflanze handelt, die in der Heiligen Schrift als »Dudaim« oder einfach als »Lilie« bezeichnet wird. Zu diesem Schluss ließen mich meine Nachforschungen kommen, von denen ich Ihnen an dieser Stelle in einem vorläufigen Exkurs Kenntnis geben darf.

Bekanntlich heißt es in Gen. 30, 14: »Ruben ging zur Zeit der Weizenernte und fand Dudaim auf dem Felde und brachte sie heim seiner Mutter Lea.«

Während nun in der Randglosse zur Heiligen Schrift gefragt wird, was Dudaim eigentlich seien und eine klare Antwort nicht gefunden werden kann (»Es sollen Lilien, es sollen Beeren sein, und niemand weiß, was es sein sollen«), ist in der älteren Übertragung noch von »alrun« die Rede. Jedoch scheint diese rechte Fährte alsbald verloren gegangen zu sein, denn fürderhin heißt es: »Alrun ist nichts denn ein Gedicht.« Obschon, einen weiteren, mir fast zur Sicherheit reichenden Hinweis erhielt ich von der entsprechenden Stelle in der Septuaginta, wo von den $\mu\eta\lambda\alpha$ $\mu\alpha\nu\delta\rho\alpha\gamma\omicron\rho\omicron\upsilon$ gesprochen wird. Ist hier also von den Äpfeln der Mandragora die Rede, so werden die $\mu\alpha\nu\delta\rho\alpha\gamma\omicron\rho\alpha\iota$ auch im Hohelied 7, 14 erwähnt. Bei dem beschriebenen Geruch der Lilien dürfte es sich demnach um den von Alraunen, mithin um Mandragora, handeln. Ich gehe also bestimmt nicht falsch, wenn ich sage, dass diese zwei Stellen in der Heiligen Schrift uns Kunde von jenen Dingen geben, welche die allgemeine Empfänglichkeit betreffen, und dass die Äpfel der Mandragora rechte Fruchtbarkeitsäpfel sind, für die Rahel nicht von ungefähr einen hohen Preis zu zahlen bereit ist, schließlich ist es Joseph, der ihr durch den Genuss der Früchte geschenkt wird. Es war also die Mandragora, die Rahel von der Schmach befreit hat, noch keinen Sohn geboren zu haben.



An dieser Stelle scheint es mir nun gegeben, meinen Bericht zurück auf den Schneider Hickerling und dessen Frau zu lenken. Dass diese eine Mandragora besaßen, steht außer Frage. Was jedoch ihre Herkunft, Verwendung und Wirkung betrifft, darüber herrscht hier eine große Uneinigkeit, welche freilich nicht verdecken kann, dass ein jeder, der diese Pflanze mir gegenüber auch nur mit einem Wort erwähnte, eine große, ja fast göttlich zu nennende Kraft mit ihr verbindet. Es scheint mir daher notwendig, Ihnen die verschiedenen Ansichten in der gebotenen Kürze darzulegen, damit Sie daraus die rechten Schlüsse zu ziehen vermögen.

Im wesentlichen, so lässt sich konstatieren, existieren zwei Ansichten über die Herkunft der Mandragora des Schneiders Hickerling, obgleich sich die erste meines Erachtens nach an manch einer Stelle im mythischen Dunkel der Geschichte verliert. Gleichwohl will ich Ihnen diese Version nicht vorenthalten, mag doch auch an ihr ein Fünkchen jener Wahrheit haften, die ans Licht zu bringen gewiss Ihre Aufgabe ist, mag ich auch meinen bescheidenen Teil dazu beitragen.

Gemäß dieser ersten Ansicht, welche von etwa der Hälfte derjenigen geteilt wird, welche diesbezüglich zu einer Auskunft mir gegenüber bereit waren oder, was in betreffender Angelegenheit recht oft der Fall war, geradewegs von selbst mit ihren Schilderungen auf mich zukamen, heißt es, die Mandragora habe sich seit jeher an der Stelle befunden, an der sie bis vor kurzem noch stand, im mindesten jedoch gestanden haben muss. Gleichwohl, die Stelle ist nicht leicht einzusehen, denn die Pflanze wuchs, lange Zeit verdeckt von allerlei Gesträuch, am unteren Ende des Gartens, just an der Stelle, an der das Flurstück des Schneiders Hickerling an das der Pfarrei grenzt. Es ist dies eben jene Stelle, an der – gemäß einer mir von einem ortsansässigen Manne mittleren Alters dankenswerterweise zur Einsicht überlassenen Chronik – in früherer Zeit der Galgen stand. Derselbige Mann erklärte mir nun sogleich, dass die Tollwurz, wie auch er die Pflanze nannte, aus dem Samen der ehemals Erhängten entwachsen sei. Seine Frau indes, die sich in unser Gespräch einzumischen pflegte, wann immer es ihr beliebte, widersprach und bestand, ohne auch nur das geringste Blatt vor den Mund zu nehmen, darauf, dass es beim Erhängen niemals zu einem Samenaustritt kommen könne und die Tollwurz vielmehr deshalb an besagter Stelle gewachsen sei, weil der erste, den das Schicksal an den hiesigen Galgen geführt habe, ein noch recht



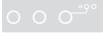
junger Mann gewesen sei, der aus dem Leben schied, lange bevor seine eigentliche Zeit gekommen war, weshalb folglich nur ein geringer Teil seiner Lebenskraft – sie sprach tatsächlich von Lebenskraft – verbraucht gewesen sei. Das plötzliche Auftauchen der Mandragora habe diesem verlustreichen Umstand Ausdruck gegeben, wobei sie hinzufügte, dass das lange Leben der Pflanze mit der großen Zahl der Erhängten zusammenhänge. Insgesamt eine reichlich seltsam anmutende Erklärung, die in keiner Weise befriedigt. Zum Glück verließ die Frau schon bald wieder das Zimmer, woraufhin der Nachbar des Mannes eintrat (wie hier überhaupt ein ständiges Kommen und Gehen herrscht, wovon der größte Teil offenbar diversen Launen entspringt, zumindest recht spontaner Natur ist). Der Nachbar verwarf nun sogleich die Thesen des Mannes, welche ich ihm kurzerhand referiert hatte, nur um festzustellen, dass nicht der Samen, sondern der Urin der Erhängten den Boden für die Tollwurz bereitet habe. Eine Ansicht, die von der weiterhin nach Belieben rein- und rausscharwenzelnden Frau um nichts weniger verächtlich gemacht und ebenfalls zurückgewiesen wurde. Gleichwohl dauerte es nicht lange und ein weiterer Mann kam hinzu. Er befand, kaum dass ich ihm die im Streit befindlichen Meinungen dargelegt hatte, die am Galgen Hängenden hätten für die Tollwurz niemals auch nur die geringste Rolle gespielt, vielmehr sei nämliche Stelle schon lange vor der Errichtung des Galgens von bestimmten Weibspersonen auserkoren worden, um dort das Blut von Tieren oder Gefangenen, denen man die Kehle durchgeschnitten habe, zu sammeln und in den Boden sickern zu lassen, währenddessen sie aus der versiegenden Lache weissagten. Zu bestimmten Zeiten, so ließ er mich, ob ich es nun hören wollte oder nicht, wissen, hätten die besagten Weibsbilder sogar ihren eigenen Blutfluss in den Dienst der Weissagekunst gestellt. Einen Beleg für diese seine Ansichten konnte der Mann freilich nicht erbringen, wies mich jedoch darauf hin, dass ein solcher in einer Chronik oder sonst einer Schrift offiziösen Charakters auch nicht zu erwarten sei. Als wäre damit die ganze Diskussion beendet, gingen alle raus und auseinander, und ich blieb allein in der Stube zurück und musste mich von der Frau aus dem Haus geleiten lassen.

Nun, neben diesen weit in die Geschichte zurückreichenden Ansichten über den Ursprung der hiesigen Mandragora kam mir schließlich noch eine gänzlich anders geartete Version zu Ohren, welche das Auftau-



chen der Pflanze nicht in alten Zeiten ansiedelt, sondern direkt mit dem Schneider Hickerling und seiner Frau in Verbindung bringt.

In dem Gasthaus, in welchem ich seit nunmehr acht Tagen nächtige und das im übrigen ein rechtes Loch ist, mag es sich auch im höchstgelegenen Teil des Ortes befinden, hörte ich, nachdem ich die ein oder andere Runde bezahlt und die Zungen sich gelockert hatten, am vergangenen Samstag Folgendes: Die Tollwurz (der Name kommt den Menschen hier selbst bei der allerschlimmsten Trunkenheit leicht über die Lippen) ist gemäß dieser Ansicht vor wenigen Jahren zum ersten Mal vor Ort gesehen worden und war zuvor auf keinem bekannt. Soweit ich es herausfinden konnte, tauchte die ~~Tollwurz~~ Mandragora ungefähr zu jener Zeit auf, als der Schneider Hickerling mit seinen Bußpredigten begann. Ein junger Mann, der zu so später Stunde gewiss nicht mehr in der Gaststube hätte sitzen und ebenso gewiss nicht eine derart ungehörige Menge Alkohol hätte vertragen dürfen, erzählte mir in vollkommen klaren Worten, Hickerling habe die Pflanze von einem Tuchhändler bekommen, mit dem er Geschäfte zu machen pflegte. Allerdings fiel dem jungen Manne sogleich sein Gegenüber (ein örtlich bekannter Trunkenbold) ins Wort und bestand darauf, dass die Pflanze durch das ständige, auf ewig an derselben Stelle im Garten erfolgte Urinieren des Schneiders gesprossen sei. Daraufhin schaltete sich der Wirt, ein Kerl, den man sich an keinem anderen Orte denn in seiner dunklen, verräucherten Kaschemme zu denken vermag, ein und erklärte, er habe besagten Vorgang des öfteren mit eigenen Augen gesehen, von einer Pflanze, einer besonderen gar, jedoch nicht das Geringste bemerkt. Das ständige Urinieren des Hickerling habe vielmehr mit dessen Auseinandersetzungen mit Pfarrer Unger zu tun gehabt, wobei Hickerling dem Pfarrer auf diese Art und Weise seine Abneigung anzuzeigen gedachte. Unger aber habe ihn gewähren lassen, zumal Hickerling noch ein jedes Mal davor zurückschreckte, einen Schritt weiter zu gehen und sein Geschäft direkt auf dem Pfarrland zu verrichten. (Es gibt an dieser Stelle, wie ich mich selbst überzeugen konnte, in der Tat keinen Zaun und es scheint dort in jüngster Zeit auch keinen solchen gegeben zu haben). Gleichwohl erinnerte sich der Wirt bei dieser Gelegenheit auch, einmal des Hickerlings Frau gesehen zu haben, die auf blanken Füßen im Kreis tanzte, wobei sie gewisse (hier nicht näher beschreibbare) Laute von sich gegeben habe. Dabei sei sie einzig mit einem langen weißen Hemd



bekleidet gewesen (gewiss ein Produkt ihres Mannes), über dem sie eine Kette aus goldenen Perlen trug (wahrscheinlich die Früchte der Mandragora). Rings um ihren mageren Leib lief schließlich noch ein Gürtel aus Messing, den ihr der örtliche Schmied ohne Bedenken angefertigt hatte. Bei ihrem Tanz, welchen der Wirt mit derart unflätigen Ausdrücken beschrieb, dass ich seine rohe Geilheit wie überhaupt seine ganze ungehobelte Art geradewegs mit Händen greifen konnte – und die mit der Frau des Schneiders Hickerling hoffentlich nichts zu tun haben –, bei diesem Kreistanz jedenfalls sei ganz gewiss das Pfarrland betreten worden, obgleich immer nur für kurze Zeit und bloß mit ein oder zwei schnellen Schritten.

All das habe ich noch in derselben Nacht aufgeschrieben, um Ihnen keine der mir zugetragenen Ansichten vorzuenthalten, mögen sie im einzelnen auch noch so unwichtig erscheinen. Aus diesem Grunde sei auch noch eine weitere Behauptung übermittelt, die in direktem Zusammenhang mit den Geschehnissen steht, welche aufzuklären ich mich auf das Redlichste bemühe.

Gestern Morgen, ich war gerade dabei, mich auf einen weiteren Weg durch den Ort zu machen, traf ich im Hof des Gasthauses ein junges Mädchen von vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahren, das, Sie mögen verzeihen, fast nackt war und sich mit einem Schlauch Wasser erfrischte. Ich wendete natürlich meinen Blick sogleich ab und schickte mich an, zurück ins Haus zu gehen, doch kam sie meinem Ansinnen zuvor und verpasste mir eine gehörige Dusche. Kaum hatte sie das getan, sagte sie, sie habe gehört, dass ich wegen der Tollwurz hier sei. Ich schüttelte eilig den Kopf (mit geschlossenen Augen), aber sie nahm es wohl nur als Reaktion auf das Wasser und fing an, mir folgende Geschichte zu erzählen. In der, wie sie es nannte, fünften Kirschwoche saß sie spätabends (die Kinder hier scheinen generell recht spät ins Bett zu kommen) auf einem der alten Bäume im Garten des Pfarrers Unger, als plötzlich unter ihr, durch das dichte Blattwerk und die vielen Früchte fast zur Gänze verdeckt, der Schneider Hickerling aus seinem Haus in den Garten trat. Nachdem er sich kurz umgeschaut hatte, begann er sogleich damit, die Wurzel einer Pflanze, in welcher das Mädchen die Tollwurz erkannt haben will, freizulegen. Kaum aber hatte er das getan, da zog er auch schon ein kleines weißes Stück Stoff aus der Tasche. Das Mädchen, das nun erst recht sehen wollte, was unter



ihr geschah, rutschte auf ihrem Ast nach vorn, bis dieser brach und sie in die Tiefe stürzte. Ob sie wirklich von dem Ast gestürzt ist, konnte ich, wie Sie sicherlich verstehen werden, nicht ersehen. Gleichwohl habe ich mir inzwischen ein Bild von besagtem Baume machen können, unter dem tatsächlich ein großer abgebrochener Ast samt einer Menge schwarzroter Kirschen liegt. Aber wie dem auch sei, das ganz und gar Wunderbare ist nun, dass das Mädchen gar nicht bis auf den Boden, sondern nur auf den unter ihr wachsenden Ast fiel, an dem sie sich sogleich festklammern und schon bald wieder aufrichten konnte, wobei sie zu ihrer Überraschung sah, dass der Schneider, der nur wenige Meter von ihr entfernt im Gras hockte, von alldem offenbar überhaupt nichts mitbekommen hatte. Obendrein konnte die Kleine das Geschehen von ihrem neuen Platz aus besser beobachten und so sah sie, wie Hickerling den oberen Teil der Pflanze mit beiden Händen umgriff und ihn behutsam zusammenpresste, bis er in eine Hand passte, während er mit der anderen anfang, ihr das weiße Stück Stoff überzustülpen, das sich in den Augen des Mädchens als ein kleines Hemdchen entpuppte. Schon bald erkannte sie, dass es der Schneider mit seinen Bemühungen auf die soeben erst freigelegte Wurzel abgesehen hatte. Es dauerte dann auch nicht lange, und das Hemdchen war über die Wurzel gestülpt. Zunächst erschien das Kleidungsstück dem Mädchen viel zu lang, doch dann sah sie, wie der Schneider einen Faden in seiner rechten Hand hielt, eben jener Hand, mit der er gerade noch die Blätter der Tollwurz zusammengerafft hatte. Mit diesem Faden nun lief er ganz langsam, jedoch ohne innezuhalten oder sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen, hinter das Haus, wobei das weiße Hemdchen über der Wurzel aufgetrennt und dabei immer kürzer wurde. Als es schließlich nur noch den oberen Teil der Tollwurz bedeckte, hörte der Faden plötzlich auf zu laufen und straffte sich, woraufhin die Wurzel bewegt ward und ein grauenhafter Schrei ergellte, der, so erzählte mir die Kleine mit vollauf gefasster Stimme, mit Sicherheit nicht von dem Schneider selbst stammte, zumal dieser kurz darauf zu seiner Pflanze zurückkehrte, als sei nichts geschehen, den Faden bis auf ein kleines Stück abschnitt, den Rest in seine Tasche stopfte, die Wurzel wieder mit Erde bedeckte und zurück ins Haus ging.

Von diesem Haus nun berichtete mir das Mädchen ebenfalls, derweil sie gewiss noch immer kein bisschen bekleidet war und ich mit geschlossenen Augen und abgewandtem Gesicht vor der Tür des Gasthauses stand



und unablässig an den hohen Auftrag dachte, der mir zuteil geworden ist. Und so hörte ich, dass der Großvater des Mädchens einst darum gebeten worden war, ein kleines Fenster im Hause des Schneiders zuzumauern. Als er sich aber anschickte, den letzten Stein zu setzen, sei plötzlich der Schneider hinter ihm aufgetaucht und habe ihm ein Kästchen gereicht, welches wie ein Sarg geschnitzt und obendrauf mit einem Kreuz verziert war. Dieses Kästchen habe der Großvater schließlich an Stelle des letzten Steines einmauern müssen, jedoch niemals erfahren, was sich darin befand. Er habe nur zu sagen gewusst, dass es dumpf klapperte, als er das Kästchen in die Wand einsetzte. Am darauffolgenden Tag, sagte das Mädchen, hatte der Schneider schneeweißes Haar, weißer als das des Großvaters. Dabei zählte er zu diesem Zeitpunkt gerade mal zweiunddreißig Jahre und war eben halb so alt wie der Großvater, der wenige Tage später ganz und gar unerwartet verstarb.

Ich hatte mich im Wunsche, ihr mein Beileid auszudrücken, bereits umgedreht, da erst besann ich mich meiner Lage, doch hatte ich Glück, denn von dem Mädchen war nichts mehr zu sehen. Ich wollte es sogleich einen Jammer nennen, doch fand ich mich schon bald in meinem Zimmer wieder und musste Abbitte tun.

(Wie ich inzwischen herausgefunden habe, handelt es sich bei dem Großvater des Mädchens um einen gewissen Karl Maurer, derweil man das Mädchen Miranda nennt. Ihr Vater, Alfred, hat das Land vor wenigen Monaten aus mir bislang unbekanntem Gründen verlassen, so dass die Kleine nun allein mit ihren Brüdern in einem schon recht verfallenen Haus lebt. Die Mutter, so sagte man mir, sei bei der Geburt gestorben, und die Frauen, die der Vater später ins Haus brachte, hätten es allesamt nur wenige Tage, ja mitunter nur Stunden darin ausgehalten.)

An dieser Stelle scheint es mir nun angebracht, auf den Kirchenbrand zurückzukommen und den Hergang nach dem Gesagten, und angereichert mit jenen verbliebenen Ansichten, Eindrücken und Äußerungen, welche hier niederzuschreiben ich bisher noch keine Gelegenheit hatte, in einem ersten Versuche zu rekonstruieren, in der Hoffnung, meine Ausführungen mögen bei Ihnen auf Zustimmung, zumindest aber auf Interesse stoßen.

Als ich vor Ort nach dem seelischen und körperlichen Eindruck fragte, welchen der Schneider Hickerling und seine Frau in den Tagen vor dem



Brande und auch sonst gemacht haben, erhielt ich das Folgende zur Antwort: Manche berichteten, der Schneider und seine Frau seien ihnen seit einiger Zeit euphorisch vorgekommen, gerade so, als ob die Geschäfte besonders gut liefen. Einige gingen sogar so weit zu sagen, sie hätten wie in einem Rausche gelebt. Andere hingegen teilten diese Einschätzung ganz und gar nicht und behaupteten, die beiden seien meist nur bei ihren Bußpredigten zu sehen gewesen und hätten die restliche Zeit über zurückgezogen in ihrem Hause gelebt, wobei manch einer der Ansicht war, sie seien Nachtfahrende gewesen. Traten sie aber einmal aus ihrem Haus, so wirkten sie wie in einem Traume befangen. Es scheint mir nun an beiden Ansichten Wahres zu sein, berichtete mir doch eine junge Frau, welche ansonsten nichts zu dem Geschehen beizutragen hatte und der ich auch nur am Rande von meiner Verunsicherung ob der unterschiedlichen Ansichten erzählte, ihr seien beide Eindrücke wohlbekannt. Überdies sei ihr aufgefallen, dass Hickerling und seine Frau zwischen Schlaf und Rausch schwankten und das eine Mal vollkommen verzückt und das andere Mal wie betäubt wirkten, nicht selten in kurzem Wechsel aufeinander.

Sicher scheint mir nach alledem zu sein, dass der Schneider Hickerling und seine Frau wegen der in ihrem Garten befindlichen Mandragora mit den Bußpredigten unter freiem Himmel begannen. Dabei mögen sie anfangs nur von den Früchten der Pflanze gekostet haben, bald aber schon von diesen in die wechselvollsten, um nicht zu sagen phantastischsten Zustände versetzt worden sein. So erzählte mir dann auch der Junge, den ich vor einigen Tagen des Nachts in der Gaststube traf, er habe gehört, wie die Frau des Schneiders im Garten stand und mit feierlichen Worten erklärt habe: »Gott, der du den Menschen ohne Schmerz geschaffen, ich lege nun diese Beere, die niemals gesündigt, in meinen Mund, damit auch mein irdischer Leib den Frieden fühle, so wie du ihn einst schufest.«

Er erinnerte sich noch ganz genau an ihre Worte, denn, so versicherte er mir, sie habe bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen er den gesamten Vorgang beobachten konnte, immer dieselben benutzt und die goldgelbe Beere tatsächlich ein jedes Mal in ihren Mund gelegt und zweifellos auch von ihr gekostet.

Nun, einige Tage vor dem großen Kirchenbrand, vielleicht auch erst am Abend des 24. Juli, müssen der Schneider Hickerling und seine Frau die Wurzel der Mandragora ausgegraben haben, welche mir von dem



Mädchen so eindringlich beschrieben wurde und überdies von mannhafter Gestalt zu sein scheint. Warum sie die Mandragora dem Boden entranen und welche Bedeutung dabei dem weißen Hemdchen zukommt (das sein reines Weiß gewiss verloren hat, nachdem es samt der Wurzel mit Erde bedeckt ward), vermag ich noch nicht zu sagen, gleichwohl wurde mir von vielen Seiten übereinstimmend berichtet, dass die Einnahme der Wurzel die wundersamsten Träume und wahre Rauschzustände bewirke. (Ich habe es fürs erste vermieden nachzufragen, woraus sich dieses Wissen speist.) Es liegt mir somit nicht fern anzunehmen, dass die beiden am späten Abend des 24. Juli die Mandragora aus einem mir noch unbekanntem Grunde aus dem Boden gezogen und von der Wurzel gekostet haben. Deren Wirkung nun aber war um ein Vielfaches stärker als sie es von den Beeren her kannten, und so wurden sie nicht nur verzückt und berauscht, sondern schließlich von wilden Träumen gepackt, welche sie dazu brachten, ihr eigenes Haus anzuzünden. So wie die Mandragora in ihnen brannte, so sollte es auch außerhalb von ihnen sein.

Was dann geschah, konnte ich bisher noch nicht in allen Einzelheiten ermitteln. Sicher aber ist, dass der Schneider Hickerling und seine Frau seither verschwunden sind, mögen sie nun von ihrem Rausch fortgetrieben oder, ob des lodernnden Feuers wieder nüchtern geworden, ausgerissen sein. Das Feuer jedenfalls griff schon bald auf die Kirche über, äscherte sie ein, tötete den Pfarrer Unger und fügte der gesamten hiesigen Kirchgemeinde schwersten Schaden zu.

Allein, ich möchte diesen meinen Bericht nicht derart trüblich schließen, Ihnen vielmehr mitteilen, dass die Parochianen, welche fast ausnahmslos anwesend waren, vor zwei Tagen einstimmig beschlossen haben, die Wohnräume des Pfarrhauses wiederherzurichten und alle kirchlichen Akte bis auf weiteres in dem vom Feuer weithin verschonten Saale des Pfarrhauses vorzunehmen. Zu diesem Zwecke soll der Raum durch Wegnahme zweier Wände vergrößert, gesäubert und anschließend entsprechend eingerichtet werden, damit er ein würdevolles Aussehen erhalte. Ein weiß gedeckter Tisch mit dem Kruzifix und einem Kerzenleuchter darauf wird der Altar sein. Ein hölzernes Pult ersetzt einstweilen die Kanzel. Hinzu kommt der aus der abgebrannten Kirche gerettete Taufisch. Auch wurde entschieden, zur Begleitung der Chorsänger ein Harmonium anzuschaffen. Ich möchte daher die Gelegenheit nutzen, um bei Ihnen



bezüglich der Möglichkeit einer anteiligen Finanzierung nachzufragen. Ich selbst habe mich bereit erklärt, eine kleinere Summe beizusteuern. Überdies würde ich, so Sie damit einverstanden sind, meinen bescheidenen Beitrag zum Wohle und neuerlichen Erblühen der Gemeinde leisten, indem ich bis auf weiteres die sonntäglichen Predigten halte und darüber hinaus den Parochianen als Informator in religiösen Angelegenheiten diene.

Mit allergrößter Hochachtung verharre ich gehorsamst,
Johann Christian Martin Fuggert